
David Simo

Einleitung

Die in diesem Heft veröffentlichten Aufsätze sind Versuche, auf Fragen, die ich mir in einer im Sommersemester 2001 in Rahmen der Georg Forster-Proffessur an der Universität Hannover gehaltenen Vorlesung gestellt hatte, zu antworten. Von den verschiedenen Texten, von denen ich dabei ausging, werden hier drei von mir untersucht. Weitere Beiträge wurden von meinen Studenten geschrieben. Patrice Nganang ist inzwischen Dozent am Shippenburg College in Pennsylvania (USA) und hat eine vielversprechende Karriere als Romancier gestartet. Esaïe Djomo ist Dozent an der Universität Dschang in Kamerun. Patrice Djoufack hat gerade eine Dissertation über Kafka abgeschlossen. Mit allen dreien stehe ich in einem regen geistigen Austausch und freue mich, daß sie bereit waren, auf meine Fragen einzugehen und sie so produktiv auf die Behandlung von deutschen und afrikanischen literarischen Texten anzuwenden.

Die Fragen wurden angeregt durch die Aktualität, die markiert ist durch das Phänomen, das Globalisierung genannt wird. Eine der markantesten Folgen der Globalisierung, verstanden als Integration aller Landstriche der Welt in ein globales kapitalistisches Weltwirtschaftssystem, sind die extreme Mobilität der Menschen und die immer stärker anwachsenden Migrationswellen. Während der ökonomische Prozeß der Globalisierung in den meisten Machtzentren des Westens begrüßt und gefördert wird, bereitet der damit zusammenhängende Aspekt der Migration dort eher Kopfzerbrechen. In der Bundesrepublik Deutschland scheinen die meisten Politiker nach Jahren der Verteidigung einer Politik der systematischen Eindämmung der Migration in Richtung Europa zu erkennen, daß es weder möglich noch überhaupt wünschenswert ist, diese Bewegung zu unterbinden. Auch wenn die Diskussion immer noch in ökonomischen Kategorien geführt wird, ist die Erfahrung, daß gerufene oder sich aufdrängende Arbeitskräfte auch Menschen mit ihren Hoffnungen, Erwartungen, Ängsten, Werten und Subjektivitäten sind, nicht mehr zu verdrängen. Daher ist auch die Diskussion um Bedingungen und Möglichkeiten des Zusammenlebens von Angehörigen verschiedener Kulturen aktuell geworden.

Meine Fragen wurden mir aber nicht nur durch die Aktualität aufgedrängt, sondern resultieren auch aus meiner eigenen Biographie. Als postkolonialer Wissenschaftler bin ich ein Produkt jener Bewegung, die der deut-

sche Anthropologe Pehuel-Lösche 1885 als Integration Afrikas in die Menschheit und fortschreitende Erschließung dieses Kontinents für die Weltwirtschaft beschrieb.¹ Meine Lebenswelt, sogar mein Leben ist das Produkt der Einswerdung der Welt. Wie neu manche Aspekte der Einswerdung der Welt heute auch sein mögen, die Globalisierung ist nur der vorläufige Höhepunkt eines gewaltsamen Unternehmens, das Ende des 15. Jahrhunderts mit den sogenannten Entdeckungsreisen einsetzte, im 19. Jahrhundert beschleunigt wurde und in der totalen Ausnutzung und Verarbeitung aller Weltressourcen im 20. Jahrhundert gipfelt.

Der von Europa entfachte Prozeß der Weltbeherrschung und Weltintegration ist in ein Stadium eingetreten, wo Mechanismen der Herstellung und des Vertriebs von Produkten ein Höchstmaß an Effizienz erreicht haben und daher die Welt in einen einzigen Weltmarkt verwandelt hat. Das Wandlungstempo, dem die Produkte und die Welt unterworfen wurde, hat der Mensch nicht mithalten können. So ist ein Gefälle entstanden zwischen Machen und Vorstellen, Tun und Fühlen, Wissen und Gewissen. Hier haben wir ein weiteres Beispiel dessen, was der deutsche Kulturkritiker und Philosoph Günther Anders das prometheische Gefälle genannt hat.² Mit diesem Begriff bezeichnet er die immer stärker wachsende Asynchronität des Menschen mit seiner Produktwelt, die Tatsache, daß der Abstand zwischen der Perfektion der Produktion von Werkzeugen und Maschinen einerseits und der Fähigkeit des Menschen, Schritt zu halten andererseits, immer größer wird. Es stellt sich die Frage, ob diese Unfähigkeit anthropologisch, strukturell oder historisch-kulturell bedingt ist.

Auf jeden Fall ist es dieses Gefälle, das dazu führt, daß die globalisierte Welt gleichzeitig Überfluß und Verschwendung auf der einen Seite, Hunger und Elend auf der anderen Seite produziert. Es ist dieses Gefälle, das auch ein geographisches Gefälle zwischen dem „Norden“ und dem „Süden“ schafft. Und dieses Gefälle führt dazu, daß Menschen aus verschiedenen Erdteilen immer mehr miteinander verkehren, es aber schwer haben, friedlich, kooperativ, solidarisch und egalitär miteinander zu leben und sich gegenseitig anzuerkennen.

Von Wissenschaftlern von einem Kontinent, wo Menschen diesen ganzen Prozeß nicht als Subjekt, sondern als Objekt erfahren, wird dieses Gefälle um so tiefer, um so schmerzvoller erlebt. Peter Bürger hat durchaus plausibel gezeigt, daß die Modernisierung, d. h. jener Prozeß, von dem die Entdeckungsreisen, der Imperialismus, die Weltwirtschaft und die Globalisierung nur Momente sind, zwar das Werk des Menschen als Gattung ist, von dem

1 In: Die Neue Zeit, 3. Jahrgang, Stuttgart 1885.

2 G. Anders, Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 2, München 1980.

Menschen als Individuum aber als etwas Fremdes, Befremdendes und Unheimliches erlebt wird. Für mich bedeutet dies, daß auch im Westen, von dem diese Modernisierung ausging, der ganze Fortschritt nicht vom Einzelnen als sein Werk betrachtet wird, sondern als eine Kraft, der er ausgeliefert ist und die er oft eher als schmerzvoll und bedrohlich empfindet.³ Insofern können Menschen aus dem Süden kein Monopol für das Leiden an der Modernisierung und Globalisierung beanspruchen. Aber die Menschen aus dem Norden sind zugleich auch objektive Nutznießer des Prozesses und profitieren individuell oder kollektiv von dem dadurch entstandenen materiellen Segen und geopolitischen Machtgefälle. Modernisierung und Globalisierung werden also im Norden und im Süden nicht ganz auf gleiche Weise erfahren, und die durch sie geschaffenen Asymmetrien prägen die Erfahrungs- und Reaktionsmodi sowie die Gefühlsstruktur unterschiedlich. Aber hier und dort erleben die Menschen die dadurch entstehenden Spannungen als Problem und entwickeln verschiedene Strategien ihrer Bewältigung.

Viele Wissenschaftler aus dem Süden, aber auch aus Europa und Amerika sind sich der Brisanz dieser Problematik längst bewußt und wissen, daß das aktuell gewordene Problem eigentlich nicht neu ist, sondern nur neu wahrgenommen und unter neuen Bedingungen erlebt wird.

Auch Literaturwissenschaftler, denen nicht entgangen ist, daß die Literatur als Ort der Verarbeitung und Darstellung individueller und kollektiver historischer Erfahrungen und als Ort des Durchspielens und der Simulation sozialer und existentieller Modelle sich immer auch mit multikulturellen Situationen befaßt hat, beschäftigen sich schon seit langem mit diesem Problem. In den letzten Jahren ist diese Bemühung intensiviert worden. Die hier vorgestellten Aufsätze schreiben sich in diese Bemühungen ein.

1993 hat der palästinensische Literatur- und Kulturwissenschaftler Edward Said in seinem Buch „Culture and Imperialism“⁴ Modelle einer Analyse erzählender Literatur als Zeugnis eines Bewußtseins der gewaltsamen Eingliederung der Welt in ein von Europa dominiertes Ganzes geliefert. Ans Ende seiner Analyse stellt er die Perspektive einer Veränderung in der literarischen Darstellung der sich globalisierenden Welt dar, indem er darauf verweist, daß das Imperium aufhöre, eine von Europa räumlich weit entfernte Realität zu sein, und in den europäischen Alltag eindringt.

Genau diese Veränderung, der Said nicht weiter nachgeht, steht hier im Zentrum. Hier geht es um eine postkoloniale Auseinandersetzung mit wichtigen Werken der europäischen, aber auch der afrikanischen Literatur. Es wird weniger der Frage nach der allgemeinen Beziehung zwischen dem

3 P. Bürger, *Prosa der Moderne*, Frankfurt a. M. 1988, S. 13.

4 Dt.: E. W. Said, *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*, Frankfurt a. M. 1994.

Norden und dem Süden und ihrem Niederschlag in der Literatur nachgegangen als vielmehr der Darstellung der aus dieser Beziehung resultierenden konkreten Situation des Kontakts und Zusammenlebens der Menschen.

Gefragt wird, ob und wie historische, gesellschaftliche oder kulturelle Auslegungshorizonte ihren Niederschlag in der Konstruktion des Eigenen und des Fremden finden und wie Autoren mit den ihnen zur Verfügung stehenden Sprachen und Diskursen umgehen. In diesem Zusammenhang werden die von Toni Morrison in Hinblick auf die amerikanische Situation formulierten Fragen umgewandelt und allgemeiner gefaßt: Wie wirkt das Bewußtsein darum, als Autor einer spezifischen Kultur oder Rasse anzugehören, oder das Nicht-Bewußtsein von der Partikularität des eigenen Orientierungs- und Weltsystems auf die literarische Gestaltung? „Wie wird literarisches „Schwarzsein“, und „literarisches Weißsein“ erzeugt und was ist die Folge dieser Konstruktion. Wie wirkt sich die fest verankerte Annahme einer rassischen Sprache im Unternehmen Literatur aus, das doch hofft und manchmal sogar behauptet „humanistisch“ zu sein?“⁵ Uns geht es darum, diese Sprache zu re-kontextualisieren und als Ausdruck der objektiven Diskrepanz zwischen der Vorstellung einer Menschheit und einer Wirklichkeit, die diese Menschheit in verschiedenen Gruppen klassifiziert und hierarchisiert, zu zeigen. Dadurch soll diese Spaltung und das auf sie gründende Denken in Disjunktionen als Ausdruck des historischen Prozesses sichtbar werden, und nicht als ewige anthropologische Konstante.

Ganz bewußt haben wir hier weitgehend auf die Reiseliteratur verzichtet. Sie wird allgemein betrachtet als die Gattung par excellence, in der Kontakte und Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft dargestellt werden. Auch wenn viele Untersuchungen der Reiseliteratur gleichzeitig die marginale Position dieser Gattung im Diskurs des literarischen Feldes in Europa kritisieren und dadurch ihre Aufwertung vornehmen, vermögen sie die tatsächliche Randposition der Reisebeschreibung nicht im Bewußtsein gerade der Intellektuellen zu ändern.⁶ Und so erweckt bei mir die prioritäre Behandlung der Reiseliteratur, wenn es um die literarische Auseinandersetzung mit der Interkulturalität in der Literatur geht, den Eindruck, als bestätige man damit die Annahme, dieses Thema wäre nicht so wichtig in der deutschen

5 T. Morrison, *Vom Schatten schwärmen. Essays*. Deutsch von Helga Pfetsch und Barbara von Bechtolsheim, Reinbek bei Hamburg 1995, S. 22.

6 Vgl. u.a. K. R. Scherpe, *Die First-Contact-Szene. Kulturelle Praktiken bei Begegnungen mit dem Fremden*, in: *Weimarer Beiträge* 44 (1998); K. R. Scherpe/A. Honold (Hrsg), *Das Fremde. Reiseerfahrungen, Schreibformen und kulturelles Wissen*, in: *Zeitschrift für Germanistik (Neue Folge) Beiheft 2* (2000); P. M. Lützeler (Hrsg), *Schriftsteller und „Dritte Welt“*. Studien zum postkolonialen Blick, 1998. Meine Anmerkung will keineswegs den Wert dieser Beiträge schmälern, die nicht nur von großer Qualität, sondern auch sehr wichtig sind.

Literatur, und daß die verschiedenen Prozesse der Integration der Welt, an der die Deutschen direkt oder indirekt immer partizipiert haben, für die Deutschen nie so wichtig war, als daß sie die Literatur hätte prägen können. Auch in anderen europäischen Ländern scheint man trotz Camões, Kipling, Joseph Conrad oder Bernadin de St. Pierre eher geneigt, das Imperium als eine Kategorie zu betrachten, die das Denken und Dichten kaum geprägt hätte. Edward Said spricht von der Schwierigkeit der Europäer, gerade die Literatur oder die Kultur, die als höchstes Produkt des Geistes betrachtet wird, in Verbindung mit solchen brutalen und schmutzigen historischen Prozessen wie kolonialer Eroberung, Versklavung, Rassendünkel, weltwirtschaftlichen Integrationen und ihren Konsequenzen zu bringen.

Dies erklärt, warum Said genauso wie andere postkoloniale Kritiker wie Shankar Raman⁷ oder sogar Toni Morrison, gerade kanonische Texte der europäischen bzw. amerikanischen Literatur analysieren, um zu zeigen, wie stark das Bewußtsein dieser Prozesse wohl in die Imagination und in das Unbewußte eingedrungen war. Dies war auch der Impetus meiner Vorlesung in Hannover. Zusätzlich zu diesem Impetus ging ich davon aus, daß in den fiktionalen Werken stärker als in der Reiseliteratur das Moment der Simulation, der Konstruktion, des Durchspielens zentral ist. In dieser Hinsicht kann in der fiktionalen Literatur die kulturell und geschichtlich unterschiedliche Konstitution der menschlichen Subjektivität, aber auch deren individuelle Mannigfaltigkeiten, die Möglichkeit und Grenzen des spielerischen und kritischen Umgangs mit dem verfügbaren sprachlichen Material am besten dokumentiert werden.

Die hier vorgestellten Aufsätze zeigen deutlich, wie sehr die im Prozeß der Modernisierung und Globalisierung eingeschriebenen Hierarchisierungen, Asymmetrien, Dichotomien und Ängste die literarische Inszenierung von Unterschieden, interkulturellem kommunikativen Handeln sowie das Denken über sich selber und über die Anderen prägen. Sie zeigen aber ebenso Versuche der Überwindung dieser Grenzen, auch wenn diese Versuche noch nicht zu praktizierbaren Modellen ausgereift sind.

7 Sh. Raman, The racial turn. „Race“, Postkolonialität, Literaturwissenschaft, in: M. Pechlivanos/S. Rieger u.a. (Hrsg.), Einführung in die Literaturwissenschaft, Stuttgart/Weimar 1995, S. 241-255.